

LESEPROBE

VOM JUNGEN,
DER KEIN KIND SEIN WOLLTE

ROMAN

Von nobler Herkunft, einem weißen Dreieck,
von accubare, Verrat, wilden Zeiten und
unvergleichlichen Lebensgefühlen

CHRISTOPH
VON
NOSTITZ

Copyright © 2022

Christoph von Nostitz
www.nostitz-schreibt.de

Umschlagsgestaltung Copyright © CCONOS
Eduard-Schenk-Strasse 38, 80807 München
cconos@gmx.de

Titelbild: Privatfoto

Druck bei Books on Demand, Norderstedt

Der Autor

Im Sommer 1957 kam Christoph von Nostitz in München zur Welt. Die Schulzeit und eine kaufmännische Berufsausbildung absolvierte er in seiner Geburtsstadt. Es folgte der Diplom-Abschluss in Betriebswirtschaftslehre. Das Studium und die Berufslaufbahn führten ihn an Stationen im In- und Ausland. Seit dem Jahr 2000 lebt Christoph von Nostitz wieder in München.

Mit vierzehn schrieb er seine erste Kurzgeschichte. Der Stoff: ein Kavalier der älteren Schwester, dessen Balztänze und Gebärden tiefe Verwirrung bei Christoph von Nostitz auslösten. Er glaubte, dies festhalten zu müssen – und schrieb. Anlässlich langer Auslandsaufenthalte verfasste er später statt knapper Briefe ausführliche Reiseberichte. Das entsprach seiner Freude am Erzählen und dem Wunsch, Ereignisse zu Erlebnissen werden zu lassen.

Die folgenden Dekaden ließen Christoph von Nostitz keinen Raum, Prosa zu schreiben. Erst als er ab 2019 beruflich kürzergetreten war, fand er die Zeit, seinen ersten Roman, *Kaleidoskop*, zu verfassen. Mit *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte* folgte das zweite Buch. Seit 2023 liegt sein dritter Roman, *Zürich, Frauenbadi*, vor. Derzeit befasst sich Christoph von Nostitz mit einem Band mit Erzählungen, dessen Erscheinung er für Ende 2024 vorsieht.

Vorwort des Autors

Das Erzählen von Geschichten ist mir ein Vergnügen. Es ist ein Drängen und Drängeln von Worten die aufs Papier möchten – von Geschichten, die erzählt werden wollen. Also schreibe ich. Als erstes schrieb ich das *Kaleidoskop*. Zwischenzeitlich liegt auch die Geschichte *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte* vor. Mein drittes Buch, *Zürich, Frauenbadi*, erschien im Jahr 2023.

Was von den Geschichten vielleicht wahr ist, oder frei erfunden, ist wahrlich unerheblich. Der Geist der Zeit, in denen sie stattgefunden haben sollen, war jedenfalls so, dass die Ereignisse genauso hätten stattfinden können.

Aktuell plane ich einen Band mit Kurzgeschichten und Erzählungen – ein Genre, das sich mir durch *Abschiedsfarben* von Bernhard Schlink erschlossen hat. Einige Geschichten sind bereits verfasst.

Danksagen möchte ich Lisette Buchholz, Susanne Zimmermann, Theo Trucksaess und meinen Kindern, die mich in unterschiedlicher Weise unterstützt und ermutigt haben, weiterzumachen.

Die Geschichte

Die Welt um Christiaan verändert sich in atemberaubendem Tempo. Er ist elf, als die 68er auf die Barrikaden gehen und gegen § 218, den Vietnam-Krieg, die prüde Moral und den Spießermief der Zeit demonstrieren. Emanzipation, die Pille und Willy Brandts Ostpolitik bestimmen die Themen. Von allem versteht Christiaan noch nichts. Er kämpft mit den familiären Erwartungen, der Unbill ein Kind zu sein, der Schule und seiner Abscheu vor der Niederwarenabteilung im örtlichen Kaufhaus. Das alles muss ein Ende haben, sinniert er. Aber wie?

Wenig später katapultieren ihn die gesellschaftlichen Umwälzungen aus seinen kindlichen Irrungen und pubertären Fantasien hinein in eine stürmische Dekade. Ganz oben auf den Wellen der Veränderungen und den Verheißungen der 1970er Jahre rauscht er mit Neugier und Mut dahin. In der Schule überzeugt er weiterhin nur mäßig. Dafür bei Mädchen, bald bei Frauen die älter sind als er. Schließlich überrollen ihn die Ereignisse: Erst verliert er seine erste große Liebe, dann den Überblick und schließlich den Anschluss. Er verlässt die Schule ohne Abitur. Derweilen bröckelt die potemkinsche Fassade seines Elternhauses zusehends.

Eine Berufsausbildung glättet die Wogen und Christiaan übernimmt Verantwortung – und dennoch kommt alles nochmals ganz anders.

Mit Anfang sechzig blickt Christiaan auf all das zurück und fragt sich, was noch vor ihm liegt, was er noch erwarten kann – und erkennt Perspektiven.

Mit Christiaan erleben wir – erst allmählich und dann mit voller Wucht – die Verheißungen eines jungen Mannes während einer aufwühlenden Ära – und zugleich den Untergang einer Epoche. Mit Ironie und Feinsinn nimmt uns Christoph von Nostitz mit auf Christiaans Weg durch oft komische, gelegentlich aber auch bittere, und manchmal sinnliche Abenteuer – heraus aus der strengen Erwartungswelt einer vermeintlich noblen Familie und hinein in das Lebensgefühl einer Generation, die sich von Konventionen befreit und nach anderen Perspektiven sucht und neue Chancen ergreift.

Prolog	11
I Wie alles anfang	19
II Familie und weitere Irrtümer	55
III Erkenntnisse	77
IV Orientierung	101
V Erfahrungen	155
VI Reif	287
VII Werte	305
Epilog	325

Prolog

Prolog 13

Prolog

Es ist bereits später Vormittag. Er steht im Bad und sieht im Spiegel in seine müden Augen. Hat er gestern zu viel getrunken? Er überlegt. In jedem Fall hatte er nichts von dem von ihm so sehr geschätzten Whisky, dem schottischen Single Malt, getrunken. Er war auch nicht all zu spät zu Bett gegangen. Dennoch fühlt er sich abgespannt. Dieser morgendliche Zustand ist ihm seit Längerem vertraut. Er führt die Befindlichkeit auf sein Alter zurück. Noch nicht alt, aber eben auch nicht mehr mitten im Leben. So empfindet er das, so sieht er sich – mit etwas über sechzig.

Er sieht an sich herunter und weiß, sich glücklich schätzen zu dürfen, ja zu müssen, so auszusehen, wie er aussieht. Und das, ohne sich je bewusst ernährt oder regelmäßig Sport getrieben zu haben. „Gute Gene“, murmelt er. Dunkler Teint, glatte Haut, keine auffälligen Alterserscheinungen wie Flecken, Warzen oder Krampfadern. Wesentliches Zeichen seiner Alterung sind die grauen Haare, die den einst dichten, fast schwarzen Locken gefolgt sind. „Silbergrau“, versöhnt er sich.

Er putzt sich die Zähne. Rasieren würde er sich heute nicht.

Sein Blick fällt auf das Tischchen neben ihm und er überlegt, eine der Pillen zu nehmen, die dort liegen. Für den Nachmittag ist er mit Henriette verabredet. Eigentlich braucht er die Pillen nicht. Noch funktioniert er ganz gut, wie er findet. Aber eben nicht mehr wie früher. Statt das blaue rautenförmige Präparat, benutzt er auf Anraten einer früheren Freundin – sie war vom Fach, Medizinerin – die im Original tropfenförmigen Pillen, die jetzt auch als Generika erhältlich sind. „Deren Wirkung hält deutlich länger an“, hatte sie, die Freundin, die Medizinerin, ihm damals zugehört. In jedem Fall weiß er, mit einer der Pillen ein fantasievolles Liebesabenteuer gut durchzustehen.

Vor drei Tagen hat er Henriette zufällig auf der Straße getroffen – wiedergetroffen. Es ist einige Jahre her, dass sie sich zuletzt gesehen haben. Damals wohnte sie noch in einer anderen Stadt, in der er häufig zu tun hatte – und damals war er auch noch verheiratet. Er denkt an die kurzen Blicke, an die wenigen Gesten und Sätze, an die kaum spürbaren flüchtigen Berührungen, die bei ihrer ersten Begegnung ausgereicht hatten, um ein Feuerwerk ungestümen Verlangens auszulösen. Nie trug sie, wenn sie sich trafen, in Ausstellungen, Bars, Restaurants, einen BH

unter ihren engen Blusen. Eine Trennung von seiner Frau war für ihn aber nicht in Betracht gekommen. Zumindest damals nicht, und nicht wegen ihr, wegen Henriette.

Später, als er sich von seiner Frau getrennt hatte, wegen einer anderen Frau als Henriette, war Henriette plötzlich nach München gezogen. Vielleicht, so mutmaßte er damals, in der Hoffnung, doch noch mit ihm zusammenzukommen, würde sie erst einmal in seiner Nähe wohnen. Doch er war mit der anderen Frau – dem Trennungsgrund – viel zu beschäftigt, um diesen Gedanken zu vertiefen. Der Trennungsgrund währte allerdings nicht allzu lange – die Trennung von seiner Frau war dagegen für immer.

Jetzt hat er Henriette also wiedergetroffen. Zufällig, und sie würde um vierzehn Uhr zu ihm kommen.

Seit einiger Zeit ist er solo, unabhängig, frei – ein für ihn ungewohnter Zustand. In seiner Sturm- und Drangzeit haben sich die Beziehungen nahtlos aneinandergereiht, wenn sie sich nicht gar überlappt haben. Das waren aber andere Zeiten – und war lange her.

Seit der Scheidung hat er Verhältnisse, die man im auch als Friends-with-Benefits beschreibt. Der neue Zustand, das Ungebunden-Durchs-Leben-Gehen, sagt ihm jetzt zu. Er verspürt keine Ambitionen, sich

auf eine feste Beziehung, auf Verpflichtungen, auf Verantwortlichkeiten, die dann von ihm eingefordert, abgefordert, abverlangt werden würden, einzulassen. Jedenfalls derzeit nicht. Und nun kommt also Henriette. In weniger als drei Stunden würde sie da sein. Als sie sich verabredet haben, haben sie nicht vereinbart, was sie unternehmen würden. Sie hat nur sofort zugesagt, zu kommen.

Eine der Pillen nehmen, ja – nein? Er überlegt. Er geht davon aus, dass Henriette mit ihm schlafen würde, oder wollen würde, wenn er es auch wolle. Er ist sich aber nicht im Klaren darüber, ob er das will. Einem Nachmittag mit Benefits, einem Schäferstündchen mit Henriette, würde er sich eigentlich nicht verweigern können, gesteht er sich. Aber in keinem Fall steht ihm der Sinn danach, sich anschließend mit Hoffnungen ihrerseits auseinanderzusetzen. Sein Alleinleben steht nicht zur Disposition.

Unschlüssig schaut er aus dem Fenster. Keine Wolke ist am Himmel zu sehen. Und überall Anzeichen von Frühling: Die Bäume treiben Blätter aus und der Rasenstreifen zwischen dem Bürgersteig und der Fahrstraße leuchtet in einem zarten frischen Grün. Er denkt an seine erwachsenen Kinder. Sein Ältester ist verheiratet, und er wartet darauf, demnächst Großvater zu werden. Das würde er mit der gleichen Fassung

und hoffentlich auch Würde tragen wie die Tatsache, nicht mehr mitten im Leben zu stehen.

Seit er nach der Scheidung Begegnungen seiner Kinder mit der jeweilig aktuellen Dame an seiner Seite zulässt, stellt sich anlässlich solcher Treffen meist ein schlechtes Gewissen bei ihm ein. Dabei weiß er, dass die Frauen seinen Kindern egal sind. Dennoch: Er weiß, seinen Kindern mit der Trennung Leid angetan zu haben. Hatte er sie verraten? Hat er sich selbst verraten? Oder beides? Diese Abwägungen treiben ihn immer wieder um – mal mit Bitterkeit, mal mit Nüchternheit. Ein Trost bleibt: Die Frauen sind nicht im Alter seiner Kinder, vor allem seiner Tochter, sondern meist nur wenig jünger als er selbst. Er ist sich sicher, dass seine Kinder froh darüber sind.

Sein Sololeben fühlt sich zu seiner überraschend richtig für ihn an. Und das Wichtigste dabei: Er fühlt sich nicht einsam. Genau davor hat er immer unterschwellig, wenn er ehrlich ist, abgrundtiefe Angst gehegt – vorm Alleinsein, vor Einsamkeit.

Henriette – vierzehn Uhr – die Pille. Was würden sie unternehmen? Hinsetzen und erzählen? Auf einen Spaziergang in das schöne Wetter hinaus gehen? Einen Rundgang durchs Haus machen? Henriette kennt sein Zuhause nicht. Dabei würden sie zwangsläufig im Schlafzimmer vorbeikommen. In Gedanken spielt

er die Szenarien durch. Sie sieht, wie er festgestellt hat, als sie sich vor drei Tagen so zufällig wiederbegegnet waren, toll wie eh und je aus. Er ist sich sicher, sie würde seine Instinkte wecken, wenn sie erst einmal da ist. Sie verstand es, ihn zu provozieren, sein Verlangen zu beflügeln. Wenn sie um vierzehn Uhr hereinkommt, wird ihm ein Blick genügen, um zu erahnen, was ihre Absicht sein könnte.

Mit diesem Gedanken beendet er seine morgendlich vernebelten Überlegungen. Er sieht zu dem Blister mit den Pillen, und der immer gleiche Funke erfasst ihn auch jetzt wieder bei der Entscheidung, ob Ja oder Nein: Früher, als er jung war, haben die Mädels, haben die Frauen die Pille genommen, damit ganz sicher nichts Ungewolltes passierte. Heute nehmen die reifen Herren, nimmt er die Pille, damit das Gewollte ganz sicher passiert.

Er entscheidet sich gegen die Pille, geht unter die Dusche und denkt daran, wie alles angefangen hat und was gefolgt war – an überraschenden Ereignissen, an Ecken und so mach scharfen Kanten und auch harten Brüchen – und denkt an das, was er im Leben lieber nicht hätte erfahren und erleben wollen.

I

Wie alles anfang

Wie alles anfang	21
Stolpersteine	28
Frau Schaffer und das weiße Dreieck	33
Orientierungslos	45
Aufgeklärt	48
Blühende Fantasie	51

Wie alles anfing

Die Voraussetzungen waren bestens, jedenfalls waren sie so, dass Hoffnung bestand, für Christiaan würde alles gut werden. Aber natürlich weiß im Vorhinein niemand, was Menschen aus ihrem Leben machen, oder was das Leben mit ihnen machen würde.

Für Christiaan standen die Vorzeichen jedenfalls günstig. Als er zur Welt kam, herrschte seit mehr als zehn Jahren ein Frieden in Europa, wie der Kontinent das noch nie erlebt hatte. Europa und Deutschland waren geteilt. Entlang einer geistigen und bald einer realen Mauer hielten sich zwei Supermächte gegenseitig in Schach. Christiaan hatte das Glück, so sah er das jedenfalls irgendwann, auf der richtigen Seite der Trennlinie, in München, geboren zu sein. Die wirtschaftliche Lage verbesserte sich zusehends, die sichtbaren Narben des größten Verbrechens der Menschheitsgeschichte schlossen sich nach und nach, bescheidener Wohlstand breitete sich um Christiaan aus, und die Menschen fingen an, ihre Nachbarn, die sie zuletzt annektiert oder überfallen hatten, als Urlauber heimzusuchen.

Als Christiaan an einem Freitag im Sommer 1957, um die Mittagszeit zur Welt kam, ahnte er nicht, was es bedeuten sollte, in ein nobles Geschlecht mit klangvollem Namen, einer über 800-jährigen Geschichte und mit einem gewissen Wohlstand hineingeboren zu sein. Noch dazu als Stammhalter. Der Treppenaufgang des Elternhauses war gesäumt von Bildern mit Vorfahren in prachtvollen Gewändern – Damen in großen Roben, Herren in Uniformen und mit leuchtenden Orden auf der Brust. Stiche von Landgütern und Stadtpalais, die einst den Vorfahren gehörten, und die durch Kriege, Feuersbrünste, Hochwasser, Trunksucht oder Spielschulden untergegangen waren, zierten die Wände. Christiaan erhielt mehr Vornamen, als in seinem Kinderpass Platz fanden. Ein Album, das seine Mutter seit seiner Geburt mit Texten, Fotografien und eingeklebten Erinnerungsstücken versah, zeugt davon, wie erleichtert alle waren, dass ein männlicher Nachkomme den Familiennamen forttragen würde. Ein anderes Denkmodell gab es nicht. Jedenfalls nicht in seiner Familie. Die ersten Seiten des Albums beklebte die Mutter mit den eingegangenen Glückwünschen – Telegramme und Karten – dem Etikett einer Flasche guten Sekts, einer Haarlocke des Stammhalters und der Geburtsanzeige.

Sogar der Vater brachte seine Freude über die Geburt eines Sohnes mittels eines handschriftlichen Eintrags zum Ausdruck. Der Eintrag war kurz – aber immerhin – schließlich war der Vater meist sehr beschäftigt, hatte laufend wichtige Termine und entsprechend wenig Zeit für solche Dinge. Während der Woche arbeitete er in einem Büro in der Innenstadt. Zudem, jedes Jahr ab dem Frühling und bis weit in den Herbst hinein, fuhr er wochenends aufs Land und kümmerte sich um den Grundbesitz, der seit Generationen im Eigentum der Familie stand.

In den Wintermonaten, als noch viel Schnee fiel, fuhr der Vater hingegen wochenends kaum aufs Land. Dann sperrten sich die Eltern zu einem, wie sie es nannten, Mittagsschlaf ein. Auch Christiaan und seine ältere Schwester sollten sich in ihren Zimmern beschäftigen – bei geschlossener Tür. Mittagsschlaf? Das machen doch nur Kleinkinder, wunderte sich Christiaan jedes Mal und ärgerte sich darüber, ausgeschlossen zu sein. Irgendwann wurde der Schnee weniger, weil die Winter wärmer wurden. Dafür erkalte die Ehe der Eltern. Fortan verbrachte der Vater jedenfalls auch fast jedes Winterwochenende auf dem Land.

In Christiaans Wahrnehmung war der Vater im Familienleben wenig präsent, weswegen er, als er im

Grundschulalter war, den Vater häufig anbettelte, übers Wochenende aufs Land mitfahren zu dürfen. Die Zeit vor Ort und die Nächte verbrachte er dort allerdings nur selten an der Seite des Vaters, sondern meist bei einer Pächterfamilie, die gleichaltrige Kinder hatte und sich, wie Christiaan später erkannte, genötigt gesehen hatte, auf ihn aufzupassen. Wo der Vater die Zeit und Nächte verbrachte, ob im Forsthaus der Familie, oder andernorts, wusste Christiaan nicht. Pünktlich zur Heimfahrt holte der Vater ihn jedenfalls wieder ab. So kam Christiaan auf der Hin- und Rückfahrt in den Genuss gemeinsamer Zeit mit dem Vater.

Auf den Autofahrten rauchte der Vater regelmäßig filterlose Zigaretten, Roth-Händle oder Gitanes, oder Zigarren, worauf Christiaan ebenso regelmäßig schlecht wurde. Dann griff der Vater ebenfalls regelmäßig im Seitenfach der Fahrertür nach einem der mit braunem Packpapier umwickelten Fläschchen, riss das Papier ab, öffnete den roten Schraubverschluss, und ordnete an, den Inhalt zu trinken – das würde helfen. Meist gönnte sich der Vater auch ein, zwei Fläschchen während der weiteren Fahrt.

Manchmal durfte Christiaan aber dann doch den einen oder anderen Tag an der Seite des Vaters verbringen. Häufig gingen sie dann in Wirtschaften. Die hatten für Christiaan alle eines gemeinsam: Kaum

hatte er mit dem Vater den Vorraum zur Gaststube betreten, nahm er den scharfen Latrinengestank wahr. Und spätestens hier erinnerte ihn der Vater daran, dass er schweigen solle, solange sie am Stammtisch sitzen würden. Die Schankräumen waren rauchvernebelt und es roch nach Virginias, die die Männer rauchten. Krumme Hunde, nannten die Männer die Stängel. Christiaan sah sich immer die zerfurchten Gesichter und schwieligen Hände der Männer an. Einer von ihnen, Bendikt, stopfte den glühenden Tabak in seiner Pfeife mit bloßem Finger nach. Nie aß jemand etwas. Immer standen nur Biergläser auf dem Tisch. Frauen waren in den Schenken nie anzutreffen.

Christiaan beobachtete den Vater, wenn der zwischen Grundstücksnachbarn, Pächtern, Jägern, Mitgliedern des Musikvereins, des Schützenvereins und der Freiwilligen Feuerwehr saß. Er war eine stattliche Erscheinung, groß, mit breiten Schultern und dichtem schwarzen, gewelltem Haar. Wie es sich für einen Landherren gehörte, trat der Vater stets mit Jackett oder Trachtenjacke, nie ohne Krawatte, und immer mit Hut in Erscheinung. Damit passte er nicht in die Beizen, in denen die Männer zusammenhockten. Dennoch war er nie ein Fremdkörper in den Runden. Vielmehr hatte Christiaan immer das Gefühl, dass

alle um den Vater herum an dessen Lippen hingen – und war stolz auf seinen Vater.

Wenn der Vater die Stimme erhob, kehrte Ruhe ein, niemand widersprach, und alle lachten, wenn der Vater fand, es sei Zeit, zu lachen. Seine Stimme war tief und klar zugleich. Selbst wenn er leise sprach, was selten vorkam, erreichten seine Worte jeden um den Tisch. Ein schwerer Goldring mit dunkelblauem Stein, auf dem das Familienwappen und darüber eine Krone eingraviert waren, zierte den kleinen Finger der mächtigen väterlichen Linken. Christiaan wusste: Wenn der Vater die Hand mit dem Ring aufsetzte, wurde der Raum mit einem vernehmlichen Ton erfüllt. Christiaan wusste, dass der Klang bei allen die Erinnerung an die Anwesenheit des Vaters wachhielt – und den Respekt dem Vater gegenüber. Der Schlag, den der Ring hinterließ, war Ausdruck der väterlichen Urkraft – und manchmal auch Urgewalt, mit der der Vater seine Umgebung oft barsch, meist aber grundlos, zurechtwies.

In dem Wohnhaus in München, in dem Christiaans Familie zunächst wohnte, befand sich im Erdgeschoss eine Konditorei. Dort bekam Christiaan vom Vater gelegentlich einen Schlotfeger – ein schokoladenüberzogenes, mit Sahne gefülltes Waffelröhrchen – und kehrte jedes Mal schokoladeverschmiert nachhause

zurück. Seine Schwester bekam natürlich auch einen Schlotfeger. Die Mutter war von diesen Ausflügen nicht begeistert. Für den Vater waren sie hingegen perfekt: Der Aufwand war gering und die Kinder freuten sich trotzdem. Alles weitere überließ er der Mutter. Christiaan erkannte bald die Verstimmung der Mutter, wenn der Vater einen Besuch in der Konditorei ankündigte. Bald, noch bevor er mit dem Vater den Laden betrat, spürte er das schlechte Gewissen – und akzeptierte es als Preis für die gemeinsamen Momente mit dem Vater. Und wenn Christiaan mit der Mutter die Konditorei betrat, um Kuchen zum Mitnehmen zu kaufen, stellte sich bei ihm das vertraute Schuldgefühl ein.

Drei Jahre war Christiaan alt, als er noch eine Schwester bekam. Die Wohnung in dem Haus mit der Konditorei im Erdgeschoss, wurde gegen ein Haus am Park getauscht. In seinen späteren Beobachtungen lief die kleine Schwester gleichermaßen unauffällig wie unbeachtet mit. Jahre später kam bei Christiaan der Verdacht auf, die Eltern hätten sich auch deshalb nicht besonders für ihr jüngstes Kind interessiert, vor allem der Vater nicht, weil es als Mädchen kein potenzieller Ersatz für ihn als Stammhalter gewesen wäre.

Stolpersteine

Christiaans Leben sollte von so machen Stolpersteinen gepflastert werden. Die ersten Stolpersteine bescherte ihm die Schule – eine Einrichtung, die für ihn und alle Beteiligten ein aufregendes, manchmal ein aufreibendes Kapitel wurde. Zudem sollte das Kapitel länger andauern als vorgesehen. Und auch nur sehr allmählich, erhellte sich Christiaan der Ernst der Lage. In jedem Fall lief er aber gerne in die Haimhauserstraße zur Schule. In Heimatkunde baute die Klasse in einem quadratischen, mit Sand befüllten Kasten, die Umrisse der Altstadt Münchens nach. Christiaan durfte die Fläche außerhalb der Stadtmauern mit einem grünen Pulver in Wiesen verwandeln. Auch Sachkunde und natürlich Schulausflüge in den Englischen Garten oder zur Ritterburg in Grünwald, gefielen ihm. Bei handwerklichen Aufgaben war er froh, ums Stricken hergekommen zu sein. Nicht, weil das Mädchenkram gewesen wäre. Vielmehr strengten ihn Arbeiten, die Präzision und Ausdauer abverlangten an. Linoleumschnitte anzufertigen war da schon etwas anderes – auch wenn er sich das Rundmesser regelmäßig in die Hand ramnte und ein Blutbad

anrichtete. Lesen fielen ihm dagegen schwer, richtig schwer. Vor der Klasse vorlesen zu müssen versetzte ihn geradezu in Panik. Da schrieb er schon lieber Erlebnisaufsätze, in denen er seiner Fantasie freien Lauf lassen konnte. Da tauchte dann schon mal eine Lawendeltreppe in einem alten Gemäuer auf. Als die Lehrerin der Klasse seinen Aufsatz vorlas, saß Christiaan stolz da, bis bei der Lawendeltreppe alle in brüllendes Gelächter ausbrachen. Zuhause hoffte er auf mehr Anerkennung für seine Geschichte. Er zeigte sie der Mutter. Auch die begann zu lachen, als sie zu der Stelle mit der Lawendeltreppe kam. In diesem Moment verstand Christiaan die Welt nicht mehr. Kinder, die andere Kinder auslachten, fand er schon gemein und blöd. Dass ihn aber auch noch seine Mutter auslachte, machte ihn fassungslos. Bei alledem erklärte ihm niemand, dass Lavendel und Wendeltreppen nichts miteinander zu tun haben.

Von Klassenkameraden hörte Christiaan von Urlaubszielen in anderen Ländern: Italien, Spanien, Jugoslawien. Davon erzählten die anderen Kinder – während er fast alle Schulferien auf dem Land, in dem Forsthaus der Familie, verbrachte. Jedes Jahr Osterferien, Pfingstferien, Sommerferien, Herbstferien, manchmal Wochenenden, später auch die Weihnachtsferien: immer das Forsthaus. Wenn sie nach der

Winterpause zu Ostern erstmals wieder in das Haus kamen, lag eine endlose Schar toter Fliegen auf den Fensterbänken und auf dem Boden davor. Christiaan und seine Schwestern mussten sie wegkehren. Meist zerfielen die Fliegen und es Gruselte ihm.

Die Mutter, seine Schwestern und er waren sich in dem auf fast tausend Meter gelegenen Haus häufig selbst überlassen, während der Mann und Vater seinen vielen Verpflichtungen nachging, auch abends – mit den anderen Waldbesitzern, den Bürgermeistern, Jägern, den Mitgliedern des Schützenvereins, des Musikvereins und der Freiwilligen Feuerwehr. Manchmal kam auch der Landrat dazu. Wenn der Vater spätnachts von diesen Besprechungen zurückkehrte, zählte er beim Hochgehen in den ersten Stock laut die Treppenstufen. Kam er nicht auf vierzehn, ging er die Treppe wieder hinunter und erklohm sie abermals, so lange, bis die vierzehn Stufen vollzählig waren.

Von außen wirkte das Forsthaus einladend und geräumig. Tatsächlich war es finster. Die Wände waren in dunklem Holz getäfelt, die Decken niedrig, die Fenster klein, weswegen an grauen Tagen auch tagsüber das elektrische Licht brannte – mal heller, mal schwächer flackernd. Die Ausstattung war spärlich. Hinter einem Vorhang im Flur befand sich ein

Waschtisch und ein Waschbecken mit Kaltwasser. Wenn die Geschwister gebadet werden sollten, wurde ein Zuber hervorgezogen und Warmwasser mit Kannen aus dem Wassertank des mit Holz befeuerten Herdes in der Küche geholt. Nach einander stellten sich Christiaan und die Schwestern in den Zuber, wurden eingeseift und dann mit Wasser abgespült. Christiaan fand die Baderei ekelhaft. Die Seife ging nie ganz runter, woraufhin die Haut anfang, zu jucken. Katzenwäsche, nannte sich das. Die Toilette war eine Art Plumpsklo mit Kannenspülung. Zugegebenermaßen verfügte das Klo über einen sehr schönen Talblick.

Besucher fanden das Haus immer sehr romantisch.

Gelegentlich sollte die Mutter den Vater zu offiziellen Anlässen begleiten. Dann kam Rosemarie aus dem Dorf hoch zum Forsthaus, und beaufsichtigte Christiaan und die Schwestern. Rosemarie fing Fliegen mit der Hand und sperrte sie in leere Streichholzschachteln. Nach dem die Fliegen müde geworden waren und kein Summen mehr zu hören war, setzte Rosemarie die Schachteln auf die immerwährend heißen Ringe des Holzherds in der Küche. Darauf war wieder wildes Summen zu hören – bis die kleinen Kistchen in Flammen aufgingen. Wenn Rosemarie fand, dass die Kinder nicht artig gewesen waren,

mussten sie, meist Christiaan, an einer Flasche mit ätzendem Inhalt riechen. Das tat gehörig weh in der Nase. Ihren Eltern erzählten die Geschwister nichts von Rosemaries Taten.

Aber gelegentlich fanden dann doch auch Familienabende im Forsthaus statt. Meist beim Kartenspielen. Der Vater amüsierte sich prächtig. Er gewann ständig – bis Christiaans ältere Schwester herausfand, dass der Vater am laufenden Band schummelte.

Frau Schaffer und das weiße Dreieck

Die Enttäuschung seiner Eltern, insbesondere des Vaters, über seine schulischen Leistungen, blieb Christiaan nicht verborgen. Jedenfalls schien sich der Vater lieber mit dem Nachbarsjungen, der die Schule mit Bravour meisterte, zu unterhalten, als mit ihm. Seine schulischen Schwächen standen allerdings im Widerspruch zu seinem Sprachgeschick und sonstigem Eifer, weswegen die Lehrerin Christiaans Eltern eine Untersuchung durch einen Psychologen empfahl. Was auch immer ein Psychologe war, es konnte nichts Gutes sein, mutmaßte Christiaan und war tief besorgt. Der Psychologe entpuppte sich als Psychologin, Frau Schaffer, und Frau Schaffer wurde Christiaans erste Liebe. Da war er immerhin schon acht Jahre alt.

Mit der Mutter fuhr er zu der Psychologin. Sie parkten vor einem der wenigen hohen Häuser an den nördlichen Ausläufern Schwabings. Die Mutter klingelte auf einem Tableau mit endlos vielen Klingelknöpfe. Mit dem Aufzug fuhren sie hoch. Als Frau Schaffer die Tür öffnete, kam die Mutter zu Christiaans Überraschung nicht mit hinein. Sie

verabschiedete sich vom Gang aus von ihm – mit dem Hinweis, ihn in zwei Stunden wieder abzuholen.

Da stand er nun, in mitten eines großen Wohnungsflurs, von dem mehrere Türen abgingen. Zwei standen offen. Er schaute in die Räume. Alles war hell und sah ganz anders aus als zuhause – und als er es erwartet hatte. So sieht doch keine Praxis aus, dachte er. Dann nahm er Frau Schaffer wahr. Sie war groß, größer als die Mutter. Sie hatte lange glatte hellbraune Haare, die offen herunterhingen, und die sie sich immer wieder mit schnellen Handbewegungen, mal auf der einen, mal auf der anderen Seite, hinters Ohr steckte. Was sollte er tun, was wurde von ihm erwartet? Konnte er etwas falsch machen? Wie sollte er sich verhalten? Er merkte, wie seine Hände vor Aufregung feucht geworden waren. Seine Gedanken und Ungeduld überschlugen sich. Christiaan nahm ein Rauschen in seinem Kopf wahr. Eine Tür ging auf. Ein Mann kam heraus, lachte ihn an und hielt ihm zur Begrüßung die Hand entgegen. Christiaan war es peinlich, dem Mann seine feuchte Hand geben zu müssen. Dann drehte sich der Mann zu Frau Schaffer um. Er legte einen Arm um ihren Rücken, gab ihr einen Kuss auf den Mund, und ging in ein anderes Zimmer davon. Frau Schaffer hatte den Mann angestrahlt – und

ihm nachgesehen, als er ging. Christiaan fiel auf, seine Eltern sich noch nie küssen gesehen zu haben.

Frau Schaffer führte ihn in ein Zimmer. Wie zuvor, spürte er Beklommenheit. Er sah sich um. Zwei Stühle standen einander gegenüber. Das waren ganz andere Sessel als solche, wie er das von zuhause kannte. Es waren Halbschalen, aus silbernem Metallgeflecht, mit eingelegten schwarzen Lederpolstern. Zwischen den Stühlen befand sich ein niedriges Tischchen. Darauf ein Klemmbrett mit leeren Seiten. Er schaute aus dem bodentiefen Fenster. Sie mussten in einem der oberen Stockwerke sein – er konnte die Innenstadt sehen, erkannte Kirchtürme und das Rathaus. Dann fiel sein Blick wieder auf Frau Schaffer, die hinter ihm stand und ihn beobachtet hatte. Sie trug ein kurzes rotes Kleid. Es lag eng an und zeichnete ihre Konturen nach – entlang der Brüste und der schmalen Taille, und den Schwung ihrer Hüften. Die Frau sah so ganz anders aus als seine Mutter, oder die Lehrerin, die beide immer weite Blusen und lange Röcke trugen. Er wusste nicht, was es war, aber Frau Schaffer gefiel ihm gut – richtig gut.

„Setz Dich“, ermutigte sie ihn.

Er setzte sich – und versank in dem Sessel. Er lag mehr, als dass er saß. Er musste sich einrichten, eine Position finden, um in der Schale gerade sitzen zu

können. Das hatten ihm die Eltern beigebracht: immer aufrecht sitzen. Frau Schaffer wirkte in ihrem Sessel langgestreckt, wie hingegossen, statt zu sitzen. Er trat die Flucht nach vorn an und wandte seine bewährte Methode an, Menschen in Gespräche zu verstricken. „Sie haben eine tolle Wohnung, und so groß“, legte er los.

„Ja, das brauchen wir auch. Schließlich arbeite ich nicht nur hier, sondern wir wohnen auch hier.“

„Arbeitet Ihr Mann auch hier in der Wohnung? Macht er das Gleiche wie Sie?“, verfolgte er seine Taktik weiter.

„Das ist nicht mein Mann. Das ist mein Freund. Er heißt übrigens auch Christian, wie du, aber mit nur einem ‚a‘, und er studiert noch.“

„Dann verdient Ihr Mann noch kein Geld? Müssen Sie das tun?“

„Nochmals: Christian ist nicht mein Mann, sondern mein Freund. Und ja, ich verdiene bei uns das Geld. Er muss sein Studium noch abschließen. Er ist ein bisschen jünger als ich.“

Christiaans Weltbild geriet ins Wanken. Wenn Mann und Frau zusammenleben, müssen sie doch verheiratet sein?, überlegte er. Und der Mann ist dabei der Ältere, und verdient das Geld. So wie zuhause bei seinen Eltern. Zugleich imponierte ihm das alles

genauso, wie die Leichtigkeit, mit der Frau Schaffer von Dingen sprach, die er nicht kannte.

Daraufhin wollte er das Gespräch in seinem Sinne fortsetzen, aber Frau Schaffer überließ ihm nicht mehr die Regie. Sie fing an, ihn alles Mögliche zu fragen, und machte sich Notizen auf den im Klemmbrett eingespannten Blättern. Dann sollte er Übungen machen – Wörter schreiben, Zahlen und Zahlenreihen lesen, und Wort- und Zahlensysteme erkennen. Großen Spaß bereitete es ihm, in unregelmäßigen Farbklecksen Gegenstände zu entdecken und Geschichten dazu zu erfinden. Er entwickelte zunehmende Begeisterung für das Zusammensein mit der Psychologin.

Irgendwann fiel Christiaan auf, dass Frau Schaffer während des gesamten Gesprächs ihre Sitzhaltung unverändert beibehielt. Das Klemmbrett hatte sie sich in die Taille gestemmt. Während er ihr gegenüber saß, konnte er nicht anders, als das kleine weiße Dreieck unter dem kurzen Kleid, dort, wo ihre Beine übereinandergeschlagen waren, immer wieder anzusehen. Er war sich sicher, dass es sich nicht gehörte, dorthin zu gucken. Er tat es trotzdem – hin und wieder, immer wieder, heimlich, kurz. Eine Magie, eine unheimlich aufregende Kraft ging von dem Dreieck aus. Er verstand die Anziehungskraft nicht. Aber er spürte, wenn er dorthin, zu dem weißen Dreieck sah, dass

sich in ihm etwas regte, was er bisher nicht verspürt hatte. Er ahnte, dass sich dort etwas Geheimnisvolles, Aufregendes verbarg, dort ein Versprechen lag. Ob Frau Schaffer wohl merkte, dass er gelegentlich dorthin sah? Sie nahm jedenfalls keine veränderte Sitzposition ein, die ihn daran gehindert hätte, weiterhin gelegentlich dort hinzuschauen.

Kaum hatte er angefangen, sich so richtig wohl zu fühlen, war die Sitzung, so nannte Frau Schaffer das Gespräch, zu Ende. Seine Mutter holte ihn ab.

„Dann sehen wir uns nächste Woche wieder“, sagte Frau Schaffer zum Abschied. Das war eine überraschende und eine gute Nachricht. Er hatte nicht gewusst, dass es eine weitere Sitzung geben würde. Für das nächste Treffen nahm er sich vor, nicht mehr nur gelegentlich nach dem weißen Dreieck zu sehen, sondern genauer hinzuschauen. Vielleicht gab es Neues zu entdecken. Vielleicht konnte er dem Geheimnis des weißen Dreiecks näherkommen? Er hoffte, die Psychologin würde wieder das Kleid anhaben.

Eine Woche später, als sie vor das große Klingelbrett traten, passte Christiaan auf, welchen Klingelknopf seine Mutter drückte. Schließlich konnte er nicht ausschließen, Frau Schaffer einmal auf eigene Faust besuchen zu wollen. Im Aufzug sah er, dass sie in den siebten Stock fuhren. Oben angekommen,

verließ Christiaan vor seiner Mutter den Aufzug und sah sofort, dass die Tür zu Frau Schaffers Wohnung bereits offenstand. Am liebsten wäre er losgerannt, zu ihr gerannt. Aber das kam ihm kindisch vor. Und ein Kind zu sein, widerstrebte ihm. Also schlenderte er gelassen vor der Mutter her, zur Tür hin. Und da stand sie – und bot alles, was er in seiner Erinnerung an Frau Schaffer, mitgenommen hatte. Wieder fixierte sie ihr Haar hinter den Ohren, trug ein kurzes Kleid, das ihre Figur – die Brüste, die Taille und das sanft geschwungene Becken – nachzeichnete, und lachte ihn einladend an.

„Komm herein“, sagte sie. Dabei war er schon fast an ihr vorbei und in die Wohnung eingetreten. Seine Mutter und das, was die beiden beredeten, beachtete er nicht weiter. Er war jetzt ganz auf das Zusammensein mit Frau Schaffer eingestellt. Der Freund schien nicht da zu sein. Das freute Christiaan. Er wollte Frau Schaffer nicht teilen und sich ihrer ungeteilten Aufmerksamkeit sicher sein. Sie gingen in das Besprechungszimmer und setzen sich in ihre gewohnten Positionen. Jetzt nahm er erneut alles wahr – den Raum, Frau Schaffer, die langen Haare, das Kleid, das Klemmbrett und – ja, es war wieder da – das weiße Dreieck zwischen ihren übereinandergeschlagenen Beinen.

Diesmal sprachen sie über Freundschaften, darüber, was er in seiner Freizeit am liebsten tat, was er vermisste, und wovor er vielleicht Angst habe. Bei alledem vergaß er nicht, immer wieder nach dem weißen Dreieck zu sehen. Er wollte wissen, ob von dort weiterhin die ihm noch immer fremde Magie ausging? Würde sich wieder das wundersame Gefühl entfalten? Er tat so, als müsse er über Frau Schaffers Fragen nachdenken, und nutzte das nachdenkliche Vor-sich-Hinstarren zu Blicken dorthin. Dann stellte Frau Schaffer ihm eine Frage, die Christiaan überraschte.

„Hast Du schon eine Freundin, oder hättest Du gern eine?“

„Ja“, schwindelte er, „klar habe ich eine Freundin.“

„Was macht Ihr denn so zusammen?“

Das war eine perfekte Vorlage. Er ließ seine Fantasie, in der er Bilder von sich küssenden Paaren sah, aufblühen. Er erzählte, was er bei Johanna, dem Au-Pair-Mädchen seiner Familie, aufgeschnappt hatte, wenn sie von den Ausflügen mit ihrem Freund erzählte – und reicherte Johannas Schilderungen um eigene Einbildungen an.

„Wir gehen ins Kino, im Park spazieren oder auch mal Eis essen“, sprudelte es aus ihm heraus.

„Küsst Ihr Euch auch?“, wollte Frau Schaffer wissen.

„Natürlich“, fabulierte er weiter.

Darauf wollte Frau Schaffer nichts Weiteres von seinem Zusammensein mit der Freundin wissen. Das enttäuschte Christiaan. Gern hätte er mehr erzählt, nicht nur, um Frau Schaffer zu imponieren, sondern um mit ihr über das Küssen zu reden. Schließlich hatte er gesehen, dass sie das gern tat.

Wieder verabschiedete sich Frau Schaffer von ihm – mit dem Hinweis auf eine weitere Sitzung. Er freute sich abermals und lief in den Gang hinaus zum Aufzug.

Bei ihrem dritten Termin trug Frau Schaffer kein Kleid. Sie hatte eine Hose und einen übergroßen Pullover an.

„Der gehört meinem Freund. Er ist für einige Tage verreist. Daher trage ich derweilen einen seiner Pullover, damit ich ihn ganz nahe bei mir habe, wenn ich an ihn denke.“ Sie schnüffelte in die Wolle. Christiaan fühlte sich abgewiesen, hintergangen und betrogen. Augenblicklich hatte er keine Lust mehr, sich anzustrengen.

Am Ende der Sitzung erklärte die Psychologin, dass nun alles besprochen und sie froh wäre, dass er ein so lebhafter, positiver und fröhlicher Junge sei.

Das wären alles gute Voraussetzungen für sein weiteres Leben. Christiaan verabschiedete sich nur beiläufig von Frau Schaffer und trottete traurig aus der Wohnung und in den Hausflur, Richtung Aufzug. Er hatte verstanden, dass er sie nicht wiedersehen würde. Auf der Heimfahrt saß er still auf der Rückbank im Auto.

„Was ist los?“, fragte ihn die Mutter.

„Erst musste ich lauter Aufgaben lösen, und dann quetschte mich diese Psychologin aus.“ Er weigerte sich, ihren Namen auszusprechen. „Lauter Fragen zu meinen Freunden, und was ich mir so wünschen würde, musste ich beantworten. Und was habe ich jetzt davon? Ich weiß nicht, was das alles sollte oder wozu das gut war.“

„Sei nicht traurig, Christiaan. Die ersten beiden Male warst Du von Frau Schaffer doch ganz begeistert. Papi und ich treffen sie in ein paar Tagen, und sie wird uns erklären, wie wir Dir helfen können, damit Du Dir mit Lesen, Schreiben und Rechnen leichter tust.“

„Erzählt sie Euch, was wir alles besprochen haben?“ Ihm schwante Schlimmes: Würde Frau Schaffer berichten, dass er erzählt hatte, eine Freundin zu haben? Und hat sie vielleicht doch gemerkt, dass er heimlich nach dem weißen Dreieck geschaut hat, und

auch das seinen Eltern erzählen? Er sah die Runde der Erwachsenen vor sich, wie sie sich spöttisch über ihn amüsieren und über ihn lachen würden. Bei diesem Gedanken stieg quälender Zorn in ihm auf. Er fühlte sich von Frau Schaffer im Stich gelassen, nicht ernst genommen, verraten.

Noch während der Fahrt nachhause fing er an, darüber nachzudenken, wie er solche Situationen künftig vermeiden, sich ihnen entziehen könnte. Er hatte noch keine Idee, auch keinen noch so vagen Plan. Aber die Lösung musste etwas damit zu tun haben, dass niemand über ihn bestimmen konnte. Das würde der Fall sein, wenn er erwachsen sein wird. Zum ersten Mal keimte in ihm eine Idee auf, die ihn fortan nicht mehr loslassen sollte: Er musste die ihm ohnehin ungeliebte Phase des Kindseins schnellstmöglich hinter sich bringen. Mit dieser Erkenntnis begann er, alle seine Handlungen dahingehend zu überprüfen, wie Erwachsene sich verhalten und entscheiden würden.

Nach dem Gespräch der Eltern mit Frau Schaffer erfuhr er, Legastheniker zu sein.

„Dein Gehirn erkennt beim Lesen zwar alle Buchstaben und Ziffern“, erklärte ihm die Mutter, „aber in falscher Reihenfolge. Das führt zu einem Lesesalat. Und genauso ist es beim Schreiben: Der Kopf weiß

zwar, welche Buchstaben in die Worte müssen oder welche Ziffern in eine Zahl, aber der Kopf sortiert nicht richtig. Und schon sind die Fehler da.“

Er hatte also Salat im Kopf. Christiaan war sich nicht sicher, was er von der Nachricht, Legastheniker zu sein, halten sollte. In jedem Fall war er froh, die Eltern nur ein bisschen enttäuscht zu haben. Immerhin hatten die Sitzungen nicht ergeben, dass er doof war – ein Ergebnis, das er im Geheimen nicht ausgeschlossen hatte.

Buch bestellen ->